

Gastkolumne

Wie sich Progressive selbst ins Knie schiessen

Die Demokraten in den USA liefern sich einen irrwitzigen Wettbewerb zur Frage: Wer ist der diskriminierteste Diskriminierte?



Caspar Hirschi

Glanz und Elend der progressiven Politik liegen heute nahe beieinander. Als Barack Obama 2008 Präsident werden wollte, hielt er es noch für nötig, sich «als Christ» gegen die Ehe zwischen Homosexuellen auszusprechen. Jahre später räumte sein Berater David Axelrod ein, Obama habe gelogen, um sich die Stimmen gläubiger Schwarzer, unter denen der Widerstand gegen die Homo-Ehe «besonders stark» gewesen sei, zu sichern. 2020 ist der Senkrechtstarter im demokratischen Lager, Pete Buttigieg, mit einem Mann verheiratet. Noch vor wenigen Jahren wäre eine politische Figur wie er unmöglich gewesen. Nun kämpft er um die Präsidentschaft.

Buttigieg hat jedoch ein Problem, das ihn die Nomination kosten könnte. Er erhält kaum Unterstützung von Afroamerikanern. Noch gravierender ist: Im eigenen Lager wird ihm daraus ein Strick gedreht. Medien und Mitbewerber werfen ihm «Unfähigkeit» vor, schwarze Wähler zu erreichen, und suchen die Ursachen dafür in seiner Lokalpolitik als Bürgermeister einer Kleinstadt im Mittleren Westen. Die naheliegende Frage jedoch, ob hier nicht das alte Obama-Dilemma in neuem Gewand auftaucht, blenden sie aus, obwohl Umfragen zeigen, dass schwarze Demokraten gegenüber Menschen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen noch immer

weniger aufgeschlossen sind als weisse. Der Grund für die Selbstzensur liegt auf der Hand: Wer das Problem anspricht, steht sofort unter Rassismusverdacht.

Man muss die Waffen, mit denen sich Progressive selber ins Knie schiessen, auseinandernehmen, um nachvollziehen zu können, warum Donald Trump beste Chancen hat, im Herbst wiedergewählt zu werden. Eigentlich sollten progressive Parteien von Sieg zu Siegen eilen. Der gesellschaftliche Wertewandel in westlichen Ländern kennt seit Jahrzehnten nur eine Richtung: von progressiv zu progressiver. Einstellungen zu Geschlechterrollen, Homosexualität, Ehe, Abtreibung und Drogen sind in allen Schichten und Generationen liberaler geworden. Wenn in Deutschland die CDU und in Grossbritannien die Tories die Ehe für alle einführen, ohne vom eigenen Wahlvolk verlassen zu werden, ist nur ein Schluss möglich: Der klassische Wertekonservatismus bezüglich Ehe, Familie und Kirche hat keine soziale Basis mehr.

Progressive Aktivisten erkaufen sich den Erfolg ihrer Politik durch die Aussöhnung mit dem Kapitalismus. Ihr Kampf gegen die ökonomische Ausbeutung von Armen und Arbeitern trat in den Hintergrund, jener gegen die institutionelle Diskriminierung von Minderheiten und Frauen in den Vordergrund. Die Parolen drehten sich weniger um Strukturen als um Identitäten, weniger um Gleichheit als um Diversität. International tätige Konzerne waren gerne bereit, der Forderung nach bunteren Führungsteams nachzugeben, ja Diversität zum Produktivitätsfaktor zu erheben, wenn sie dafür vom Druck, ihre Gewinne gerechter zu verteilen, entlastet wurden.

Die Neuausrichtung der progressiven Politik erzeugt paradoxe Effekte. Zum einen

Der klassische Wertekonservatismus in Bezug auf Ehe, Familie und Kirche hat keine soziale Basis mehr.

schärft sie den Blick für das moralische Dilemma jedes emanzipatorischen Engagements: Wer gegen Diskriminierung kämpft, mutet die universellen Werte der Selbstbestimmung und Gleichberechtigung, die er von den Unterdrückten einfordert, auch den Unterdrückten zu. Das Dilemma wird dann sichtbar, wenn, wie im Fall von Pete Buttigieg, die einen Diskriminierten die anderen Diskriminierten diskriminieren. Zum andern tun progressive Aktivisten alles, um das Dilemma zu leugnen. Sie beschwören eine imaginäre Hackordnung der diskriminierten Identitäten, in der nur von oben nach unten gepickt werden kann. Demnach gibt es rassistische Diskriminierung von schwulen Weissen gegen schwarze Heteros, aber keine homophobe Diskriminierung in umgekehrter Richtung.

Die Hauptleidtragenden dieser imaginären Hackordnung sind nicht etwa die «alten weissen Männer» mit heterosexueller Orientierung, sondern die «privilegierten Diskriminierten» unter ihnen. Sie werden von vielen Seiten angefeindet, dürfen sich aber nur gegen eine wehren. Da sich das Dilemma aus dem progressiven Denken, aber nicht aus der Welt schaffen lässt, werfen jene, die es leugnen, mit Tabus und Stigmata um sich. Wer der moralisch verzwickteren Realität gerecht werden will, muss damit rechnen, den Rassisten und Sexisten zugerechnet zu werden.

Derweil wächst in der Bevölkerung, die dem progressiven Eiertanz zuschaut, die Bewunderung für den Mann im Weissen Haus, der ungestraft tun und sagen kann, was er will.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Blick-TV und der Fluch der neuen Idee



Michael Furger

Fassen wir zusammen: Blick-TV ist «verstaubt», «geschmacklos», «seicht», «absurd», «unfreiwillig komisch», «realsatirisch» «überflüssig», «ernüchternd», hat «wenig Relevanz», «viel Trash» und «viel Luft nach oben». Das alles erfuhren wir schon nach wenigen Sendestunden. Zu verdanken haben wir diese profunden Analysen den Journalisten und Kritikerinnen ausserhalb von Blick-TV, die schon kurz nach dem Start am Montag in der Lage waren, zu bewerten. Und wie immer, wenn es ein neues Medium zu beäugen gibt, schauen Kolleginnen und Kollegen gerne dorthin, wo etwas nicht gut läuft: holprige Moderationen, hilflose Reporter, trashige Themen, ein ethischer Fehltritt. Oje, oje, gar nicht gut. Das hätte man doch besser machen können – wissen alle, die entspannt an ihrem Redaktionspult zusehen.

Unabhängig davon, ob einem Blick-TV gefällt: Von neuen Medien erwartet man heute offenbar, dass sie sofort perfekt funktionieren. Dabei weiss jeder Journalist, dass eine Redaktion erst lernen und besser werden kann, wenn die Trockenübungen vorbei sind und das Produkt am Markt ist. Weiter sollte ein neues Medium in den Augen der Kritiker dann doch etwa so sein wie die bisherigen. Experimente irritieren. Der Massstab sind irgendwelche ungeschriebenen Standards, wie Moderationen oder Liveschaltungen sein müssen. Auch das ist eine seltsame Haltung, weil man im umkämpften Markt Dinge ausprobieren muss (etwa um die Jungen zu gewinnen) und dabei zwangsläufig hie und da auf die Nase fällt.

Und das Scheitern einer neuen Idee, das finden viele Kollegen insgeheim gar nicht so schlimm. Denn der Erfolg der anderen wäre furchtbar anstrengend. Man müsste sich dann auch verändern. Das bringt Stress. Wer will das schon?

Blöd nur, dass nicht die kritischen Kollegen, sondern das Publikum darüber entscheidet, ob dieser Fall eintritt.

Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Süss, wie du dich aufregen kannst!



Nicole Althaus

Ich bin wütend. Obwohl und gerade weil es sich für Frauen nicht schickt, wütend zu sein. Wut und Ärger sind zwar universale menschliche Gefühle, aber noch können nur Männer beide ungestraft zeigen. Der jüngste Beweis dafür ist keine Woche alt: So lief US-Senatorin Elizabeth Warren während der TV-Debatte der Demokraten in Los Angeles am vergangenen Dienstag in ihrem Ärger darüber zu rhetorischer Hochform auf, dass ein misogyner Milliardär den anderen im Weissen Haus ersetzen will. Vor laufender Kamera klärte sie das Publikum darüber auf, dass ihr Konkurrent Mike Bloomberg mehrere Frauen wegen sexueller Belästigung mit Stillhalteabkommen zum Schweigen gebracht habe, und drängte ihn dazu, die Abkommen

einseitig aufzukünden. Dem sichtlich überforderten Bloomberg fiel nichts Besseres ein, als sich mit der Ausrede, vielleicht hätten weibliche Angestellte seine Witze falsch verstanden, als Mann zu positionieren, der nichts aus der ganzen MeToo-Debatte gelernt hat. In den Tagen danach sah er sich gezwungen, anzukündigen, die Abkommen aufzulösen, sollten die Frauen das wünschen. Die Gewinnerin des Abends stand fest – auch für die politischen Gegner. Gerade deshalb wurde Warrens offen zur Schau gestellte Wut subito diskreditiert. «Mean and angry Warren is not a good look», twitterte die Kolumnistin der «Washington Post» in die Nacht hinaus, noch während die Kamera lief. Es ist die perfideste Art, weibliche Wut zu sanktionieren.

«Süss, wie du dich aufregen kannst!», «Reg dich ab!», «Lass das nicht so an dich ran, das macht dich bitter» – wie oft ist meine Wut kleingeredet worden. Im Kindergarten, als ich mich ärgerte, wenn ich in der Pause nicht mitspielen durfte, oder noch zorniger wurde, wenn ich in der Puppenecke mitspielen musste. In der Schule, als ich nicht verstand, weshalb ich stricken sollte, während die Buben werken durften. Im Job, wenn ich

übersehen und meine Zustimmung einfach vorausgesetzt wurde. Es gibt Kinderfotos von mir, auf denen ich abseits stehe und die Faust im Sack mache. Und solche, auf denen ich nichts bin als ein paar Kilo aufmüpfige Empörung. Lange waren sie mir peinlich.

Heute weiss ich: Es war die Wut, die mich weitergebracht hat. Ich wollte und konnte Ungerechtigkeit, ungleiche Behandlung nicht verstehen. Ohne die Wut gegen den Primarlehrer, der bloss die Akademikerkinder im Gymnasium sehen wollte, hätte ich die Aufnahmeprüfung nie gemacht. Ohne den Ärger über die Diskriminierung von Müttern im Arbeitsleben hätte ich das «Mama-blog» nicht ins Leben gerufen. Wut ist ein kraftvoller Motor. Eine Emotion, die nahe geht und verdammt gut sichtbar ist. Gerade deswegen wird sie bei Frauen sanktioniert. Von einer Frau will niemand unangenehm berührt werden. In der westlichen Welt, schreibt die amerikanische Autorin und Aktivistin Soraya Chemaly in ihrem Buch «Rage Becomes Her», werden wütende Frauen deshalb wahlweise als hässlich, hysterisch oder bestenfalls schwierig abgestempelt. Sie lernen, die Wut herunterzuschlucken, ihre

Gerade deswegen wird Wut bei Frauen sanktioniert. Von einer Frau will niemand unangenehm berührt werden.

Aggressionen gegen sich selbst zu richten und ihre Anliegen mit einem Lächeln vorzutragen. Das führt dazu, dass Frauen gemocht werden, aber nicht respektiert.

Und so ist öffentlich demonstrierter Zorn im Büro, auf dem Sportplatz, im Parlament, im Wahlkampf ein männliches Privileg: John McEnroe durfte etliche Tennisschläger zertrümmern, während Serena Williams nach einem einzigen Wutanfall unsportliches Verhalten vorgeworfen wurde. Christine Blasey Ford durfte vor dem Kongress weder weinen noch ausflippen, als sie Brett Kavanaugh anklagte, sie sexuell bedrängt zu haben, derweil der heutige Richter am Supreme Court seine Wut lauthals kundtun durfte, ohne seine Wahl zu gefährden. Nach einer früheren Debatte entschuldigte sich Warren dafür, die Stimme erhoben zu haben, während im Weissen Haus einer sitzt, der permanent unzensuriert tobt wie ein kleines Kind.

Es ist zum Aus-der-Haut-Fahren. Auch wenn mich das hässlich, hysterisch und schwierig macht.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».